

BIRGIT HANS

Karl May und die Indianerpolitik der Vereinigten Staaten im 19. Jahrhundert*

Einführung

Seit ich in meiner Jugend Karl May las, hat mein Interesse immer der Beziehung von Indianern und Weißen gegolten. Wahrscheinlich wurde dies durch die Freundschaft zwischen Winnetou und Old Shatterhand ausgelöst und durch andere sympathische oder unsympathische Häuptlinge der Komantschen, Kiowas und Osagen verstärkt. Obwohl ich dann jahrelang kein Karl-May-Buch mehr in die Hand nahm, beschäftigte ich mich weiterhin mit diesem Aspekt in der indianischen Literatur und Geschichte. Die Beziehungen zwischen Indianern und Weißen sind ein wichtiges Thema, da die Indianerpolitik der Vereinigten Staaten größtenteils von dem öffentlichen Verständnis dieses Verhältnisses bestimmt wurde und auch heute noch wird.

Eine besonders beliebte Ansicht in der zweiten Hälfte des 19. und dem ersten Viertel des 20. Jahrhunderts war, dass der geistig überlegene Weiße den wilden Roten in die Zivilisation führen müsse – notfalls mit Gewalt. Dieses Verständnis der indianisch-weißen Beziehung war auch der Leitgedanke der amerikanischen Regierungen während dieser Zeit, und sie versuchten alles in ihrer Macht stehende, diesen in die Tat umzusetzen. Reservate, Gesetze, Entscheidungen am obersten Gerichtshof der Vereinigten Staaten, Indianerschulen und -agenten wurden alle zu Instrumenten der zeitgenössischen Politik. Analysen der indianisch-weißen Beziehungen dieser Zeitperiode müssen allerdings komplex und multi-dimensional sein. Die Indianer waren keineswegs die hilflosen Opfer dieses Zivilisationsprozesses; diese relativ neue Erkenntnis kann man jedoch in den Werken von Karl May und seinen zeitgenössischen Schriftstellerkollegen nicht erwarten. Jedenfalls verlangt eine Diskussion der Indianerpolitik der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die besonders auf dem ethnozentrischen Bild von den zivilisierten Weißen und den wilden Roten beruht, unter anderem ein Verständnis von den gesetzlichen Gegeben-

* Vortrag, gehalten am 4. 10. 2013 auf dem 22. Kongress der Karl-May-Gesellschaft in Radebeul.

heiten der Vereinigten Staaten, der Geschichtsschreibung, der Bildungs- und Verwaltungsgeschichte.¹

In dem Bewusstsein, dass der Kongress der Karl-May-Gesellschaft unaufhaltsam näher rückte und ich einen Vortrag vorzubereiten hatte, feierte ich ein Wiedersehen mit meinen Karl-May-Büchern, besonders mit den drei Teilen des ›Winnetou‹, den drei ›Old Surehand‹-Bänden, ›Winnetou IV‹ und ›Der Oelprinz‹. Ich war mir eigentlich sicher, dass ich keine Schwierigkeiten haben würde, über Karl Mays Darstellung der Indianerpolitik des 19. Jahrhunderts zu schreiben. Umso größer war mein Erstaunen, als ich feststellte, dass Karl May sich primär mit der ethnozentrischen Idee der Zivilisation auseinandersetzt, aber die Beziehung von Indianern und Weißen auf der politischen Ebene fast überhaupt nicht einbringt; die Berührungspunkte zwischen Zivilisation und Wildnis sind rar und fast nur auf den gelegentlichen Kontakt der Vertreter beider Welten reduziert. Karl May fand offensichtlich, dass das Indianerproblem ein philosophisches sei, das losgelöst vom alltäglichen Leben der Indianer und Weißen zu betrachten sei.

Exemplarische Quellen für das zeitgenössische Indianerbild

Im 19. Jahrhundert publizierten Dutzende von deutschsprachigen Reisenden ihre Amerikaerfahrungen für die deutsche Öffentlichkeit. Obwohl nicht jeder tatsächlich Reisende Karl Mays Interesse an den Ureinwohnern Amerikas teilte, finden die Indianer doch in den meisten dieser Werke Erwähnung.² May bezog sein Wissen über Amerika und dessen Bewohner hauptsächlich aus Büchern, und zwischen den vielen weiteren Werken in seiner Bibliothek finden sich daher auch verschiedene Reisebeschreibungen, unter anderem Heinrich Graf Adelmanns ›62 Tage unter den Yankees‹ (1894) und Wilhelm von Polenz' ›Das Land der Zukunft‹ (1903). Diese beiden Titel können wegen ihrer Publikationsdaten keine Quellen für die ›Winnetou‹- und ›Old Surehand‹-Bände gewesen sein, aber sie können als exemplarisch für die zeitgenössischen deutschsprachigen Reiseberichte angesehen werden. Es ist interessant, wie diese beiden Autoren die Indianerpolitik der Vereinigten Staaten darstellen.

Graf Adelman reiste 1893 mit einer Reisegesellschaft zur Weltausstellung nach Chicago; die Reise war eine offizielle und er benutzte seinen württembergischen Ministerialpass. Er folgte einer Einladung als Preisrichter und unternahm zusätzlich eine Reise nach

Colorado. Sein Verkehrsmittel war die Eisenbahn, so konnte er die ›Yankees‹ beobachten und begegnete sowohl auf der Weltausstellung als auch an Stationen unterwegs Indianern. Genau wie viele andere deutsche Reisende sprach er kein Englisch, was ihn jedoch nicht davon abhielt, sich eine ausgeprägte Meinung von den Yankees zu bilden. Er hielt nicht viel von ihnen und schrieb:

Wir kommen durch den Park des verstorbenen Eisenbahnkönigs J. Gould. Er sei ein ordinär denkender Kerl gewesen, der in seinen Geschäftskniffen den besten Freund nicht schonte, was in diesem Land der Halbbildung und des Egoismus nicht Wunder nimmt.³

Und:

(...) was Gesichtszüge und Kleidung betrifft, so sehen die Leute entschieden besser aus, als bei uns. Aber Herz und Gemüt müssen in dieser wilden Jagd nach Hab' und Gut verkümmern. Im Verkehr sind die Amerikaner kurz angebunden, gegen jeden gleich; sie geben Auskunft, verziehen aber keine Miene, gefällig, aber nicht liebenswürdig. Ich persönlich habe diese Art ganz gerne.⁴

Obwohl er wiederholt die Behandlung der Indianer durch den Yankee kritisiert, kann Adelman seine eigenen romantischen Ideen nicht ablegen. Ein Höhepunkt seiner Reise ist die Buffalo-Bill-Wild-West-Schau,⁵ die er in Chicago sieht. Dies sind die Indianer, die er aus der Literatur (besonders James Fenimore Coopers ›Lederstrumpf-Bänden) kennt und bewundert. Die indianischen Schüler dagegen, die er auf der Weltausstellung trifft, und die indianischen Farmer, die er in Wisconsin sieht, passen nicht in sein stereotypes Bild. Wiederholt kommentiert er die äußere Erscheinung der Indianer: Die Frauen sind generell hässlich, die Männer sehen angenehmer aus, aber machen »in ihrer modernen Kleidung einen sehr gezähmten Eindruck«. ⁶ Auf dem Weg nach Chicago fahren er und seine Reisegefährten durch das Land, das sie aus Coopers Erzählungen kennen, und Adelman nennt Huronen, Lenape und Mohikaner beim Namen. Die anderen Indianer bleiben einfach »Indianer«; Stammesnamen werden danach nicht mehr erwähnt. Und obwohl er das Verhalten der amerikanischen Bundesregierung ihnen gegenüber tadelt, reduzieren er und seine Gefährten sie und ihr Schicksal zum Motiv eines Kinderspiels, wenn sie selbst einen ganzen Tag lang nostalgisch ›Indianer spielen‹. Sie erfinden den Stamm der Spreehuronen, ernennen Adelman zum Häuptling und einen anderen Reisenden zum Mediziner.⁷ Als er in St. Louis den Mississippi sieht, projiziert er

Indianerbilder aus Coopers Romanen in die vor ihm liegende Wildnis: »(...) man bedauert, dieser poetischen Regung durch die scheußliche, moderne, amerikanische Wirklichkeit entrückt zu werden.«⁸ Andererseits kritisiert er an einem Theaterstück über indianisch-weiße Beziehungen, das er sieht, solche romantischen Vorstellungen. Nach einigen ironischen Kommentaren über Friedensberatungen, indianisch-weiße Liebe usw. fasst er zusammen: »Die anständigsten Elemente in dem Stück waren naiverweise die Indianer, und ich bedauerte, daß nicht noch mehr der auftretenden Amerikaner skalpiert wurden.«⁹ Die Indianer, die Adelman bewundert, sind die der Vergangenheit – nicht die aus der Buffalo-Bill-Show, die in ihrer Freizeit gerne Karussell fahren –, Indianer, die, wie ihm ein in Colorado City ansässiger Württemberger versichert, »entschieden bessere Menschen gewesen (seien), als die Europäer, welche ins Land kamen und sie aus ihrer Heimat vertrieben«.¹⁰ Entweder ignoriert der deutsche Reisende die offizielle Politik der amerikanischen Bundesregierung oder er macht sich keine Mühe, sich über die alltäglichen Realitäten des indianischen Lebens zu informieren.

Wilhelm von Polenz, der Reisende im zweiten genannten Buch aus Mays Bibliothek, argumentiert, dass die Weite des Landes zu einem ziellosen Herumziehen ermutige, was bei den Indianern »zur natürlichen Anlage für Krieg und Raub«¹¹ führte und bei ihnen keine sozialen und politischen Einrichtungen zuließ. Den Charakter der indianischen Bevölkerung beurteilt er wie folgt: »Die Indianer Nordamerikas hatten es trotz unleugbarer Schlaueit, Körperkraft, scharfer Sinne und hoher Begabung Einzelner doch niemals auch nur zu den Anfängen einer Civilisation gebracht.«¹² Bezeichnenderweise hören die Indianer nach dem ersten Kapitel auf, ein Thema zu sein, und er beschäftigt sich von da an ausschließlich mit der Kultur und den politischen Gegebenheiten des amerikanischen Alltagslebens. Die Entstehung der Vereinigten Staaten beschreibt er wie folgt:

Niemals in der Weltgeschichte hat die weiße Rasse ein größeres, und bei aller Mannigfaltigkeit einheitlicheres, mit allen denkbaren Naturkräften reicher ausgestattetes Gebiet besiedelt, als Nordamerika. Niemals fanden Einwanderer eine so dünne und hinfallige Urbewölkerung vor wie hier; nirgends hat daher die Besiedlung einen so ungestörten Verlauf nehmen können, wie in der Heimat der harmlosen Rothaut, die nur dann gefährlich wurde, wenn Arglist und Landgier der Weißen den Wilden in ihnen weckte [sic] und das unglückliche, dem Tode geweihte Volk aus seinem angeborenen Fatalismus zur Rachsucht aufstachelten.¹³

Von Polenz sieht die Indianer als hilflose Opfer eines Fortschritts, der unaufhaltsam und notwendig ist. Sie hätten das Land nicht genutzt, d. h. sie betrieben keinen Ackerbau, wie es die Weißen tun, und nicht einmal den Reichtum der Bodenschätze erkannt. Ihre Kulturen seien offensichtlich nicht entwicklungsfähig gewesen, denn sie reagierten auf die weiße Zivilisation mit »Rachsucht« und litten an »angebore(m) Fatalismus«. Obwohl er die Art und Weise, in der die Weißen das Land manchmal an sich brachten, mit negativen Begriffen wie »Arglist und Landgier« kennzeichnet, bezweifelt er nicht, dass ihnen ein moralisches Recht der Landnahme zustand. Anders als Adelmann bewundert er nicht einmal die Indianer der Vergangenheit oder ihre Kulturen, die von den zivilisierten Weißen zerstört wurden. Von Polenz' Reisebeschreibung spiegelt die allgemeine Rhetorik und ethnozentrischen Ideen der vergangenen zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wider. Wie Adelmann versucht er sich weder Wissen über zeitgenössische oder historische indianische Kulturen anzueignen, noch sich über ihre politische Situation zu informieren.

Von diesen beiden Reisebeschreibungen in seiner Bibliothek konnte also Karl May auch später keine Informationen über die politische Lage zeitgenössischer Indianer gewinnen. Was durch diese Lektüre jedoch gefestigt wurde, war sein Verständnis, dass die Indianer dem Untergang geweiht seien, eine Idee, die sich in den betrachteten Werken, mit Ausnahme leiser Hoffnung auf ein Überleben im Spätwerk, finden lässt und von der später noch ausführlicher die Rede sein wird.

Außer zu Reisebeschreibungen hatte Karl May auch Zugang zu den Berichten der deutschen Reisenden, die in Amerika ethnologische Indianerstudien trieben. Als Beispiel mag Maximilian Prinz zu Wied dienen, der 1832 mit dem Schweizer Maler Carl Bodmer den Missouri hinaufreiste, um die dort ansässigen Indianerstämme zu studieren, wenige Jahre bevor die Pockenepidemie von 1837 die Mandan, Hidatsa und Arikara dezimierte. Zu diesem Zeitpunkt war der Kontakt der Indianerstämme des oberen Missouri mit den Weißen noch weitgehend auf den Pelzhandel beschränkt und die Macht der US-Regierung, die Lewis und Clark auf ihrer Reise zum Pazifik 1804 bis 1806 repräsentiert hatten, war nur nominell. Heute betrachten die Indianer, deren Vorfahren von Maximilian Prinz zu Wied zu ihren Kulturen befragt wurden, seine Tagebücher, in denen er die Informationen sorgfältig aufschrieb, als nationale Schätze. Carl Bodmers hervorragende Gemälde komplettieren die Tagebücher des Prinzen.¹⁴ Zwar verfügte Karl May selbst nicht über diese Werke, aber die »Königliche öffentliche Bibliothek« im Dresdner Japani-

schen Palais besaß ein Exemplar der kostbaren Ausgabe«. ¹⁵ Es wäre noch hinzuzufügen, dass Maximilian, im Gegensatz zu Adelman und von Polenz, die komplexe politische Situation der indianischen Bevölkerung verstand; er beschreibt die verheerenden Auswirkungen des Trail of Tears, d. h. des erzwungenen Marsches der Cherokee von Georgia ins heutige Oklahoma, und die gewaltsame Umsiedlung der Fünf Zivilisierten Stämme: Cherokee, Choctaw, Chickasaw, Creek und Seminolen. Er besuchte den legendären Indianeragenten William Clark in St. Louis und nahm dort an einer Beratung mit den Sac und Fox teil. Manchmal wird sich Prinz Maximilian zu Wied wohl auch gefragt haben, was die Zukunft der indianischen Völker sei und ob sie in der Tat verschwinden würden, denn er war durch den östlichen Teil der Vereinigten Staaten gereist und hatte ihre Abwesenheit wiederholt kommentiert.

Natürlich kannte Karl May auch die Werke anderer Ethnologen, wie zum Beispiel George Catlins, der ebenfalls Bilder der von ihm studierten Indianer malte. Sein Buch wurde schon früh in verschiedene Sprachen übersetzt, ¹⁶ und er stellte seine Gemälde von 1839 bis 1846 in England und Frankreich aus. Diese Ausstellung, die Indian Gallery, wurde in den zeitgenössischen europäischen Zeitungen ausführlich besprochen. ¹⁷ Einige der historischen oder ethnographischen Werke, zu denen May Zugang hatte, sprachen wahrscheinlich die Indianerpolitik der Vereinigten Staaten an. Lebende Indianer allerdings, die May in Deutschland bestaunen konnte, brachten ihm keinen Einblick in die zeitgenössische Situation. Da sowohl die Wild-West-Shows als auch die Völkerschauen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit dem bekannten Stereotyp des Prärieindianers und der ethnozentrischen Idee des aussterbenden Indianers arbeiteten, ¹⁸ mussten sie May und anderen Zuschauern falsche Ansichten über die politische Welt der zeitgenössischen Indianer vermitteln.

Indianer und die Repräsentanten der US-Bundesregierung

Welches Bild von dem politischen Verhältnis zwischen Indianern und der amerikanischen Bundesregierung vermittelte Karl May in seinem Werk? Die einzigen Berührungspunkte in den vier ›Winnetou‹-Bänden und der ›Old Surehand‹-Trilogie sind das Militär und die Indianeragenten.

Das Militär spielt innerhalb der Trilogie zum ersten Mal im zweiten ›Winnetou‹-Band eine Rolle. Die Handlung des Romans findet kurz

nach dem amerikanischen Bürgerkrieg (1861 bis 1865) statt; zur gleichen Zeit kam es in Mexiko zur Auseinandersetzung zwischen dem Präsidenten Benito Juárez und den Franzosen. Wie der Anführer der ihnen zufällig begegnenden Militärstreife Old Death und Old Shatterhand erzählt, nahmen die Komantschen, die von den Franzosen aufgefordert worden waren, über den Rio Grande zu kommen und die Anhänger des Präsidenten Juárez zu bestrafen, die Gelegenheit wahr, über die friedlichen Apatschen herzufallen. Viele Krieger des ungenannten Apatschen-Stammes fielen entweder im Kampf oder wurden zu Tode gemartert, während der Rest des Stammes entführt wurde. Daraufhin trafen die Apatschen-Unterhändler – drei Häuptlinge – auf die Abgesandten der Komantschen – fünf Häuptlinge mit zwanzig Kriegern – in Fort Inge, das sich westlich von San Antonio in Uvalde County (Texas) befand. Die Komantschen fielen über die Apatschen her und nur einer der Häuptlinge konnte lebend entkommen. Old Death fasst die Rolle der Regierungstruppen zusammen:

»Und das geschah auf neutralem Boden, unter dem Schutze eines Forts und der Aufsicht eines Majors der Unionstruppen? Welch eine Treulosigkeit von den Comanchen! Ist es da ein Wunder, wenn die Apachen nun auch ihrerseits das Kriegsbeil ausgraben? Der entkommene Krieger wird ihnen die Nachricht bringen, und nun brechen sie natürlich in hellen Haufen auf, um sich zu rächen. Und da der Mord der Abgesandten in einem Fort der Weißen geschehen ist, so werden sie ihre Waffen auch gegen die Bleichgesichter kehren.«

...

»Und ihr habt sie [die Komantschen] fortgelassen? Sie hatten das Völkerrecht verletzt und mußten zurückgehalten werden, um die That zu büßen. Sie haben gegen die Vereinigten Staaten gesündigt, auf deren Gebiet der Verrat, der Doppelmord geschah. Der Major mußte sie gefangen nehmen und über den Fall nach Washington berichten. Ich begreife ihn nicht.«

»Er war an dem Tage auf die Jagd geritten und kehrte erst abends heim.«¹⁹

Weder der Sergeant noch die Soldaten werden hier in einem sehr positiven Licht gezeigt. Sie nehmen ihre Rolle als exekutive Vertreter der amerikanischen Bundesregierung nicht ernst, denn sie lassen den Mord der Komantschen an den Apatschen zu, und der Kommandant entfernt sich, anstatt die Sicherheit beider Parteien zu garantieren, wohl wissend, dass die Unterhandlung nicht friedlich verlaufen wird. Feigheit kann man den Militärs nach diesem Zitat nicht nachsagen, wohl aber Gleichgültigkeit gegenüber den Gesetzen ihres Landes sowie dem Völkerrecht. Hier handeln die Weißen moralisch nicht besser als die Komantschen. Die Soldaten kommen ihrem Auftrag als

Treuhänder aller Indianer nicht nach. Die unreflektierte Gleichgültigkeit der Soldaten führt den Leser zur Frage, inwieweit die weiße Regierung der Vereinigten Staaten ihren Verpflichtungen gegenüber den Indianern nachkommt.

Im zweiten Teil von ›Winnetou II‹ spielen die Soldaten eine überzeugendere Rolle. Sie retten Winnetou, Old Shatterhand, Old Firehand, dessen Sohn Harry und Sam Hawkens vor einer Truppe Ponkas, die von dem weißen Häuptling Parranoh angeführt wird und einige der weißen Gefährten verletzt oder getötet hat, unter anderem auch Will Parker und Dick Stone, die engen Gefährten von Sam Hawkens:

Gegen Mittag stellten sich die Dragoner ein. Sie hatten die Ponkas vollständig zu Paaren getrieben und dabei keinen einzigen Mann eingebüßt. Der kommandierende Offizier teilte uns mit, daß ihr Erscheinen kein zufälliges gewesen sei. Er hatte gehört, daß die Ponkas die Absicht gehabt hätten, den Zug entgleisen zu lassen, und sofort beschlossen, sie dafür zu züchtigen. Er war zu ihnen aufgebrochen und ihnen, als er hörte, daß sie einen Kriegs- und Rachezug unternommen hätten, auf dem Fuße gefolgt.²⁰

In diesem Zitat beschreibt Karl May den Offizier als pflichtbewusst, wenigstens den Weißen gegenüber – Winnetou nimmt eine Sonderstellung ein. Allerdings hat er als Regierungsvertreter auch Pflichten gegenüber den Ponkas, aber er betrachtet diese nur als die Feinde der Weißen. Das Geschehen von Fort Inge hatte mit dem Konflikt zweier Indianerstämme zu tun, was es für den kommandierenden Offizier möglich machte, die Morde einfach geschehen zu lassen. Hier handelt es sich um eine Bedrohung von Weißen durch die Ponkas, die vorsätzlich gemordet haben, was nach Sühne verlangt.

Auch in ›Old Surehand I‹ wird der Leser mehrmals mit dem Militär konfrontiert. Old Shatterhand begegnet den Kavalleristen am Anfang der Erzählung, als er sich auf den Weg macht, Winnetou zu Bloody Fox in den Llano Estacado zu folgen. Um nicht als Scout zurückbehalten zu werden, gibt er vor, ein *Gräbersucher*²¹ zu sein, und verschweigt seinen Namen. Die Offiziere behandeln ihn in ausgesprochen arroganter Art und Weise und lassen keinen Zweifel daran, dass sie einige von den Komantschen wegen kürzlich verübter Überfälle bestrafen werden. Ihr Mangel an Vorsicht und ihre Unwissenheit über die Komantschen hätten schlimme Folgen haben können. Ohne die Hilfe unserer Helden – Old Shatterhand, Winnetou und Old Surehand – wären sie in die von den Komantschen gestellte Falle gegangen. Ihre Ignoranz ist so fundamental, dass sie nicht einmal ihre

Retter, die Apatschen unter Old Shatterhand, als solche erkennen können:

»Apatschen? Da bringt Ihr mich in eine Lage, Sir, welche für mich ungeheuer bedenklich ist, Rote sind Rote; es ist keinem zu trauen, und noch weiß ich nicht, ob Ihr wirklich Old Shatterhand seid.«

...

»Nur heraus damit, Sir! Ihr wollt sagen: Wenn Ihr Feinde und Betrüger wäret?«

»Ja«, gestand er zu.

»Glaubt Ihr wirklich, daß zwei Weiße so kühn und zugleich so schlecht sein könnten, solche Absichten zu hegen?«

»Hm! Ich weiß nicht, ob die Roten, die da kommen, wirklich Apatschen sind.«

»So versteht Ihr es nicht, Apatschen von Comantschen zu unterscheiden?«

»Nein.«

»Und da führt Ihr Krieg mit Indianern? Da könnt Ihr ja die allergrößten Fehler begehen!«²²

In dieser Haltung wiederholt sich die des kommandierenden Offiziers von Fort Inge; Indianer sind Indianer, Stammesunterschiede spielen keine Rolle, und solange er irgendwelche von ihnen für die Überfälle zur Rechenschaft zieht, meint der Offizier, dass er seine Pflicht getan habe. Sie sind nicht nur alle gleich, sondern sie teilen alle eine Eigenschaft, wie er zu Old Shatterhand sagt: »Aber die Roten sind doch schlecht!«²³ Dieses Urteil ist kein persönliches, sondern soll die Denkweise der Amerikaner repräsentieren, denn er sieht sich als den Repräsentanten der Bundesregierung; er will derjenige sein, der an Stelle Old Shatterhands mit dem Komantschen-Häuptling Nale-Masiuv verhandelt, denn er glaubt: »Schon die Uniform macht Eindruck!«, wie auch »(d)er Ton, in dem unsereiner gewohnt ist, zu sprechen«.²⁴ Kleidung und Sprache kennzeichnen ihn als Regierungsvertreter und damit ganz allgemein als Vertreter des amerikanischen Volks, das die Regierung gewählt hat. Laut Karl May sehen die Militärs die Besiedlung und Aneignung des nordamerikanischen Kontinents durch die Weißen in dieser vereinfachten Weise. Der Offizier weigert sich auch dann noch, die Geschichte in komplexerer Art und Weise zu sehen, als Old Shatterhand ihn auf die Ungerechtigkeiten gegenüber den Indianern hinweist:

»Was nennt Ihr Empörung? Wenn jemand sein gutes Recht verteidigt? Wenn ein Indianer sich nicht gewaltsam von seinem Wohnsitze vertreiben

lassen will? Wenn er von der Regierung verlangt, die Versprechungen zu halten, mit denen man ihn gewissenlos übervorteilt hat?»²⁵

Im dritten ›Old Surehand‹-Band wird diese Gleichgültigkeit gegenüber den indianischen Rechten in einem belauschten Gespräch zwischen dem Osagen-Häuptling Schahko Matto und Old Wabble ebenfalls angefragt:

Es war die alte leider immer wiederkehrende Geschichte: Die Osagen waren von den Weißen in Beziehung auf die ihnen zukommenden Lieferungen betrogen worden und hatten, um sich einigermaßen zu entschädigen und das nötige Fleisch zu haben, die Rinder einer Farm weggetrieben. Man hatte sie verfolgt und eine Anzahl ihrer Krieger getötet.²⁶

Bei einer anderen Gelegenheit hatten die Soldaten die um ihr erjagtes Pelzwerk betrogenen Osagen einfach ausgelacht; der Betrüger hatte sich als Regierungsrepräsentant ausgegeben.²⁷ Weiße, insbesondere Regierungsvertreter, begehen in ihren eigenen Augen offensichtlich nie Ungerechtigkeiten – ein Stereotyp, mit dem sie fest verwachsen sind – und, noch wichtiger, erkennen keinerlei moralische Verpflichtungen gegenüber Indianern an.

Obwohl zu dem Zeitpunkt, als Karl May die ›Winnetou‹- und ›Old Surehand‹-Bände schrieb, Reservate längst Realität waren, spielen sie darin – selbst bei der früheren Handlungszeit – keine Rolle. In ›Winnetou IV‹ hat Wakon, ein westlich gebildeter und wohlbekannter Oglala-Medizinmann, angeblich ein Reservat gegründet, um dort mit seinen Anhängern zu wohnen.²⁸ Reservate konnten jedoch nur durch Verträge zwischen Indianerstämmen und der Bundesregierung oder durch einen Kongressbeschluss geschaffen werden. In ›Der Oelprinz‹ wird klar, dass Karl May diesen Zusammenhang verstand, als er das Reservat der Navajo beschreibt:

Nie hat dieser Stamm wieder Krieg geführt, sondern nur, wenn er sich verteidigen mußte, zu den Waffen gegriffen. Seine Angehörigen sind Freunde der Weißen, wurden infolgedessen von diesen nie vertrieben, sondern durften ihr Gebiet behalten, wenn sie sich auch in Beziehung auf die Abgrenzung und Einteilung desselben nach den vorgeschriebenen Gesetzen richten mußten. ... Denn infolge von Old Shatterhands Bemühungen betrachtet die Regierung der Vereinigten Staaten das Gebiet nicht als Indianerreservation, sondern als in berechtigten Händen befindliches Privateigentum, dessen Besitzer das Gesetz gegen jeden Eingriff zu schützen hat. Man könnte sich be-wogen fühlen, dieses Gebiet ein zivilisiertes zu nennen.²⁹

Da ›Der Oelprinz‹ zuerst im September 1893 im ›Guten Kameraden‹ als Fortsetzungsroman zu erscheinen begann,³⁰ könnte Karl Mays Beschreibung der Landverhältnisse auf der Navajo-Reservation seine Interpretation des General Allotment Act von 1887 sein, dessen Ziel es war, alle Indianer zu individuellen Landbesitzern zu machen. Allerdings gibt der Autor keine Details zum Landbesitz der Navajos, sondern meint nur naiv, dass das Land als Privateigentum von der Bundesregierung geschützt werde. Leider war das jedoch nicht der Fall, wie sich schon zu diesem Zeitpunkt, dem letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, abzuzeichnen begann, denn der General Allotment Act war verantwortlich dafür, dass den Indianern bundesweit mehr als die Hälfte des verbleibenden Landes abgenommen wurde. Auch war es keineswegs der Fall, dass die Weißen den Navajos großzügigerweise ihr Land überließen, wie es das Zitat sagt. 1864 wurden die Navajos auf den ›Long Walk‹ geschickt, an den östlichen Rand von New Mexico. Nach vierjähriger Gefangenschaft unterschrieben sie 1868 einen Vertrag und durften auf ein viel kleineres Gebiet, eine Reservation, zwischen ihren vier heiligen Bergen zurückkehren. Diese erzwungenen Fußmärsche und die Gefangenschaft kosteten Tausende von Navajos das Leben. Die Originalreservation, die ›Big Reservation‹, war nie Teil des General Allotment Act und blieb Stammesland; kleine Stücke, die später angegliedert wurden, hatten individuelle Landbesitzer. Die ›Big Reservation‹ ist primär Steppenwüste, und man findet weit und breit keinen Baumbestand, wie er immer wieder in ›Der Oelprinz‹ beschrieben wird. Karl Mays Darstellung erinnert viel eher an die Gebiete der White Mountain Apache und San Carlos Apache.

Den Agenten, die als Repräsentanten der Bundesregierung die Reserven verwalteten, wird in den betrachteten Bänden keine große Aufmerksamkeit geschenkt. In ›Old Surehand II‹ hat einer eine kurze Gastrolle als Erzähler bei Mutter Thick in Jefferson-City, Missouri. Es ist nicht klar, um was für einen Agenten es sich handelt. Karl May beginnt seine Erzählung wie folgt:

Ich [Old Shatterhand] war nun neugierig, was nun kommen würde, und ob es mir eine bekannte oder unbekannte Episode aus dem Leben Winnetous sei. Der Mann, welcher aufgefordert wurde, seine Geschichte vorzutragen, hatte lebhaft, scharfblickende Augen, ein intelligentes Gesicht und war wohl gewöhnt, über Dinge nachzudenken, welche andre Leute gleichgültig lassen. Schon die Einleitung, welche er vorausschickte, nahm meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch.

»Ihr müßt wissen, Gent's«, begann er, »daß ich über den wilden Westen und die Indianer meine eigenen Ansichten habe, ganz andere, als sie hier landläufig sind. Ich bin, als ich noch mit der sogenannten ›Existenz‹ zu kämpfen hatte, als Pedlar [Anm.: Händler] sehr viel unter den Roten gewesen und habe mich stets wohl bei ihnen befunden. Dann wurde ich dies und das; es ging mir von Jahr zu Jahr besser, und wenn ich jetzt als ein gemachter Mann hier bei euch sitze, so haben sich zwar meine Verhältnisse geändert, nicht aber meine Ansichten über die Indsmen, die weit, weit besser sind als ihr Ruf, und Winnetou ist der beste und herrlichste von ihnen. Ich möchte manchem Weißen wünschen, so zu sein wie er!

Die meisten von Euch werden wissen, daß ich eine Reihe von Jahren Indianeragent gewesen bin, aber nicht einer von der Sorte, welche, um sich selbst zu bereichern, die Roten um ihr Recht prellen und um ihr Hab und Gut betrügen. Diese Art von Agenten trägt die meiste Schuld daran, daß die Indianer nie aus dem Zorne gegen die Weißen herauskommen. Diese Leute bereichern sich gewissenlos an der Armut und Nacktheit des bedauernswerten Angehörigen der roten Nation und schreien Ach und Wehe über sie, wenn sie dann endlich einmal die Geduld verlieren und mit den Waffen in der Hand Gerechtigkeit verlangen.«³¹

Die Beschreibung des Indianeragenten am Anfang des Zitats macht schon ganz klar, dass es sich hier um jemanden handelt, der nicht in die Kategorie der alltäglichen Amerikaner fällt. Während andere Erzählende bei Mutter Thick durch ihr exzentrisches Äußeres auffallen, beeindruckt dieser Mann durch seine Gedanken. Was andere denken, ist ihm gleichgültig; seine Erfahrungen mit Indianern unterscheiden sich grundsätzlich von denen der anderen, und er hat keinerlei Probleme, diese zu artikulieren. Im Gegensatz zu den Offizieren sieht er das Amt des Indianeragenten nicht nur als Repräsentanz der Bundesregierung, sondern auch als von ideellen Werten geleitete Instanz. Er verkehrt mit den Indianern von Mensch zu Mensch, jenseits der ethnozentrischen Ideen und Stereotypen, die das für andere unmöglich machen. Diese Einstellung macht ihn aber auch finanziell erfolgreich, wodurch er eigentlich zu einem perfekten Beispiel für die Erfüllung des American Dreams wird. Durch diesen Cameo-Auftritt eines Indianeragenten weist Karl May seine Leser darauf hin, dass es in Regierungskreisen, wenn auch in verschwindend kleiner Zahl, Ausnahmen gibt, die die Geschichte indianisch-weißer Beziehungen kennen.

Im Allgemeinen vertreten bei May die Repräsentanten der Bundesregierung, sowohl das Militär als auch die Indianeragenten, die Interessen der Weißen, ohne den Indianern irgendwelche Rechte zuzugestehen. In der Frage der Verantwortung ihnen gegenüber reduziert

May die Regierung der Vereinigten Staaten auf ihren Präsidenten, den stereotypen »großen Vater der Bleichgesichter«, den die Indianer von westlich des Mississippi buchstäblich nach Washington reitend besuchen, um »ihm die Wünsche der Apatschen mitzuteilen«. ³² Karl May zeigt hier keine Kenntnisse über die komplizierte Rechtslage im Verhältnis von Indianern und Regierung, die in der sog. Marshall Trilogie ³³ am obersten Gerichtshof bereits 1823/31/32 festgelegt worden war. Historische Ereignisse, wie die erzwungene Umsiedelung der Fünf Zivilisierten Stämme durch den Indian Removal Act von 1830 oder die Aufteilung des Reservationslandes an einzelne Indianer durch den General Allotment Act von 1887 oder den Homestead Act von 1862, finden in den betrachteten Werken Mays so gut wie keine Erwähnung. ³⁴

Aber in seiner Bibliothek standen Werke, wie zum Beispiel von Ernst von Hesse-Wartegg, Robert von Schlagintweit, Balduin Möllhausen und Francis Parkman, die wenigstens ein Bewusstsein für die politischen und sozialen Realitäten der Indianer vermittelten. Zum Beispiel schrieb Schlagintweit 1876 in »Die Prairien des amerikanischen Westens«, das in der Bibliothek Karl Mays steht, über die Reservate:

denn die Mehrzahl der Rothhäute lebt gegenwärtig auf Reservationen, d. i. auf Ländereien, die ihnen entweder vertragsmäßig von den Vereinigten Staaten überwiesen wurden oder auf die man in Folge von glücklich geführten Kriegen ihre Niederlassung erzwang. Wenn sie diese genau abgegrenzten, stellenweise sehr fruchtbaren Gebiete verlassen und den Frieden und die Sicherheit der Weißen bedrohen, werden sie gestraft; so lange sie auf ihren Reservationen verweilen, sind sie in ihrem Leben und Eigenthum geschützt. ³⁵

Dieser knappen Beschreibung fügt Schlagintweit später Folgendes über die Rechte der Indianer und Siedler hinzu, einen Absatz, den Karl May in seinem Exemplar angestrichen hat:

Da zur damaligen Zeit an anderem Lande Ueberfluß vorhanden war, so erzielte man stets ohne besondere Schwierigkeit ein beide Theile befriedigendes Abkommen. Den Einwanderern ward überdies hierdurch die ihnen erwünschte Möglichkeit geboten, ganz unter sich, frei von störenden Einflüssen zu leben; die Befürchtung, den Rothhäuten gleiche Rechte einräumen zu müssen, war ausgeschlossen. ³⁶

Schlagintweit reinterpretiert hier amerikanische Geschichte: Nach ihm wären Indianer nicht enteignet worden. Sie hätten ihr Land gern

geteilt mit den weißen Eindringlingen, die es auf sich nahmen, zu entscheiden, wer welche Rechte hatte. Diese revidierte Geschichtsschreibung findet sich nicht im Werk Karl Mays. Jedoch werden bei ihm die zeitgenössischen politischen und sozialen Realitäten des Indianerlebens auch nur angedeutet. Bei anderen historischen Zusammenhängen, wie zum Beispiel den Auseinandersetzungen um Benito Juárez in ›Winnetou II‹, geht er mehr ins Detail.

Der Indianer und die amerikanische Zivilisation

Karl May war ausgesprochen konsequent in seiner Darstellung der indianischen Zukunft. Enteignet durch Weiße, fristen sie ihr Dasein auf immer weniger Land, und da sie nicht Teil der Zivilisation werden sollten, ist ihr physisches Ende absehbar. Der Indianer stirbt aus! 1892 schrieb May an seinen Verleger Fehsenfeld:

Am Liebsten schriebe ich alle 3 Bände [›Winnetou‹] neu. Es müßte ein ethnographisch-novellistisches Meisterstück werden, nach welchem 100,000 Hände griffen, noch ganz anders als Lederstrumpf und Waldläufer, viel gediegener, wahrer, edler, eine große, verkannte, hingemordete, untergehende Nation als Einzelperson Winnetou geschildert.³⁷

Am Ende von ›Winnetou IV‹ zitiert Karl May die Agenturmeldung ›Ein Denkmal für die Indianer‹ aus dem ›Dresdner Anzeiger‹;³⁸ unter anderem enthält die Meldung folgenden Satz über die Zielsetzung des angekündigten Denkmals: »*Es soll die Schuld des Landes gegen die aussterbende Rasse der ›ersten Amerikaner‹ symbolisieren und künftigen Geschlechtern die schönen Charakterzüge der roten Rasse vor Augen führen.*«.³⁹ Wiederholt erklärt May, dass die ständige Feindschaft zwischen den indianischen Stämmen zu ihrer Ausrottung führe. Um nur ein Beispiel zu geben, sei auf den ersten ›Old Surehand‹-Band verwiesen: Der Erzähler sagt dort über die Feindschaft zwischen den Apatschen und Komantschen, dass sie zum Ende beider Kulturen führen werde, da sie sich gegenseitig ausrotten würden.⁴⁰ In ›Winnetou IV‹ fügt erneut Old Shatterhand dieser These einen weiteren Aspekt hinzu:

»Habt ihr begriffen, wie es gesüht werden muß, wenn Hunderte von kleinen und immer kleineren Indianernationen und Indianernatiönchen sich tausend Jahre lang untereinander bekämpfen und vernichten? Daß es ein

millionenfacher Selbstmord war, an dem ihr zugrunde gegangen seid? Daß der Blut- und Länderdurst der Bleichgesichter nur eine Zuchtrute in der Hand des großen, weisen Manitou war, deren Schläge euch aus dem Schlaf zu wecken hatten?»⁴¹

In diesem, seinem letzten, großen Werk, das voll von manchmal merkwürdigen anthropologischen Theorien und ausgesprochen religiös angehaucht ist, wird der Untergang der Indianer zum göttlichen Willen, dem der Mensch machtlos gegenübersteht.

Karl May war keineswegs allein in seinem Glauben an den verschwindenden Indianer. Im Gegenteil: Diese Vorstellung, dass der Indianer verschwinden würde, war eine weit verbreitete ethnozentrische Idee im Amerika des 19. Jahrhunderts, besonders in dessen zweiter Hälfte. Und sie wurde von der Statistik unterstützt. Bevor die Europäer einen Fuß auf den amerikanischen Kontinent setzten, lebten dort ungefähr 12 bis 16 Millionen Menschen. Um 1900 war diese Bevölkerungszahl durch Kriege, Krankheiten und Hunger auf 250000 bis 500000 Menschen dezimiert worden. Es ist also nicht überraschend, dass die Regierung der Vereinigten Staaten an das völlige Verschwinden des Indianers glaubte und ihre Maßnahmen danach ausrichtete.⁴² Die wenigen Überlebenden würden sich an die Lebensweise der Mehrheit anpassen müssen, wenn nötig mit Zwangsmaßnahmen. Die Indianer sollten ihr Leben in Stämmen aufgeben und christliche Ackerbauern werden, ihre Kinder sollten in die von Weißen geleiteten Schulen gehen. Indianische Kulturen würden einfach verschwinden, und da sie keinen Beitrag zur Zivilisation leisten konnten, jedenfalls nicht nach der Ansicht der Weißen, wurde ihr Verschwinden auch nicht als Verlust gewertet. So würde sich das Indianerproblem von selbst lösen. Karl May stimmte dieser Philosophie des 19. Jahrhunderts, die das indianisch-weiße Alltagsverhältnis prägte und die er aus seinen Büchern über Amerika kannte, zu. In ›Winnetou IV‹ spricht der Erzähler am Grab Sa-go-ye-wat-has darüber mit Athabaska und Algongka:

»Daß kein Mensch, kein Volk und keine Rasse Kind und Knabe bleiben darf. Daß jede Savanne, jeder Berg und jedes Tal, jedes Land und jeder Erdteil von Gott geschaffen wurde, um zivilisierte Menschen zu tragen, nicht aber solche, denen es unmöglich ist, über das Alter, in dem man sich immer schlägt und prügelt, hinauszukommen. ... Es wäre zu dieser Rettung [der indianischen Rasse] sogar heut noch Zeit, wenn der Kind gebliebene Indianer sich aufraffte, Mann zu werden.«

»Also Krieger?« fragte Algongka.

»O nein! Denn selbst bei der Rasse ist grad das Krieger- und Indianerspielen der sicherste Beweis, daß sie kindisch geblieben ist und von höherstrebenden Menschen ersetzt werden muß. Mann werden, heißt nicht, Krieger werden, sondern Person werden.«⁴³

In diesem Spätwerk, das im Schaffen Karl Mays eine Sonderstellung einnimmt, drückt er seine Überzeugung aus, dass ein Bekenntnis zum Christentum den Verfall indianischer Kulturen aufhalten könne oder, wie Peter Bolz es zusammenfasst: Sie sollen sich »aus dem Zustand der Wildheit und Barbarei in den Zustand der Zivilisation begeben«.⁴⁴ Trotz aller Bedenken Mays in den früheren Werken könnten der Indianer und seine Kultur durch das Christentum und Assimilation doch entwicklungsfähig werden.

Mischehen als Zukunftsmodell?

In einer Beziehung weicht Karl May jedoch kein Stück von seiner langjährigen Überzeugung ab: die indianische und die weiße Rasse durch Heirat zu vermischen, könne nur Probleme hervorrufen. Mit diesem Vorurteil stand er nicht alleine da; zumindest einige amerikanische Sozialwissenschaftler⁴⁵ vertraten bis in die Dreißigerjahre des 20. Jahrhunderts ähnliche Theorien. Sie behaupteten, dass das Mischen von ›Blut‹ verschiedener ›Rassen‹ zur Verbesserung der ›unterlegenen‹ und zur Minderung der ›überlegenen‹ Rasse führe. Besonders Mischlinge, die nicht in die ›überlegene‹ Rasse eingegliedert werden könnten, würden Teil der ›unterlegenen‹ bleiben.

Die behandelten Texte Mays zeigen eine Reihe von Möglichkeiten, wozu eine Mischung aus Indianern und Weißen, sowohl auf physischer wie kultureller Ebene, führen könnte. Schon im ersten ›Winnetou‹-Band wird von Intschu tschuna, dessen Tochter Nscho-tschi sich in den weißen Protagonisten Old Shatterhand verliebt hat, die Möglichkeit einer Mischehe erwähnt. Der Vater fragt ihn:

»Hält mein junger Bruder Old Shatterhand eine solche Ehe für unrecht oder recht?« fragte er.

»Wenn sie von einem Priester geschlossen und die Indianerin vorher Christin geworden ist, sehe ich nichts Unrechtes darin«, antwortete ich.

»Also mein Bruder würde nie ein rotes Mädchen so, wie sie ist, zur Squaw nehmen?«

»Nein.«

»Und ist es sehr schwer, Christin zu werden?«

»Nein, gar nicht.«

»Darf eine solche Squaw dann ihren Vater noch ehren, auch wenn er nicht Christ ist?«

»Ja. Unsere Religion fordert von jedem Kinde, die Eltern zu achten und zu ehren.«

»Was für eine Squaw würde mein junger Bruder vorziehen, eine rote oder eine weiße?«

Durfte ich sagen, eine weiße? Nein, denn das hätte ihn beleidigt.⁴⁶

Eine Ehe wäre also nur möglich, wenn beide Partner Christen sind und den Konventionen des Christentums Genüge getan wird. Letzteres heißt, die Ehe muss von einem Geistlichen geschlossen werden. Für Old Shatterhand steht aber auch der unausgesprochene Rassenunterschied einer Ehe mit einer Indianerin im Weg, obgleich diese durch Klekih-petra eine gewisse zivilisatorische Erziehung genossen hat. In den ›Old Surehand‹-Bänden und in ›Winnetou IV‹ erfährt der Leser, wie eine solche Ehe hätte aussehen und was für besondere Probleme, jedenfalls nach Karl May, hätte mit sich bringen können.

Der Fall Bender entwickelt sich langsam durch vier Bände. Zunächst begegnen wir Leo Bender, bekannt als Old Surehand, einem der bekanntesten und am höchsten geachteten Westmänner. Er und Old Shatterhand werden lebenslange Freunde, und seine Zuverlässigkeit steht im Gegensatz zur Unzuverlässigkeit Old Wabbles, der das ganze Rettungsunternehmen immer wieder in Gefahr bringt. Im letzten ›Old Surehand‹-Band und in ›Winnetou IV‹ wird der Titelheld der Trilogie, nachdem ihn Old Shatterhand als Halbblut erkannt hat, immer mehr zu einem Gefährten, der Fehler macht. Der Utah-Häuptling, dessen Gefangener Old Surehand gerade ist, sagt:

»Du bist ein Bleichgesicht, doch vermute ich, daß du rotes Blut in den Adern hast; das aber sind die Schlimmsten, die es giebt.«

Diese Worte des Häuptlings frappierten mich. Old Surehand rotes Blut in den Adern! Er hatte nicht das Außere und noch viel weniger den Charakter eines Mestizen; aber es hatte mir doch schon oft, wenn ich still und ihn beobachtend bei ihm saß, geschienen, als ob etwas Indianisches an ihm sei; ich hatte nur nicht finden können, worin das eigentlich lag. Nun sprach der Utah diesen Gedanken offen aus, und als ihm hierauf die Augen Old Surehands in tiefer, aber verhaltener Glut entgegenleuchteten, wurde mir wenigstens soviel klar: das waren Indianeraugen!⁴⁷

Diese Erkenntnis hat keinen Einfluss auf ihre Freundschaft, aber Old Surehand wird vom Erzähler nun immer weniger als hervorragender Westmann dargestellt, und seine Fehler häufen sich; im weiteren Ver-

lauf des Romans gerät er von einer Gefangenschaft in die nächste. Sein Bruder, Fred Bender, ist der Komantschen-Häuptling Apanatschka, dessen stille, aber hilfreiche Teilnahme unverändert bleibt, da er keine Führungsposition für sich beansprucht. Auf einmal erscheint der Ansatz einer Hierarchie in der Gruppe der Freunde um Old Shatterhand und Winnetou. Die Mutter der wiedervereinten Brüder ist Kolma Puschi alias Emily Bender, die Schwester des berühmten indianischen Missionars Padre Diterico. Aufgrund dieser Verwandtschaft konvertierte sie zum Christentum und heiratete einen Weißen, dessen Bruder aus Rache, die wiederum nichts mit der Herkunft Kolma Puschis aus dem Stamm der Moquis zu tun hatte, die Familie ins Unglück stürzte. Es gibt hier eine deutliche Parallele zu Old Shatterhands potentieller Beziehung zu Nscho-tschì: Ein weißer Mann kann mit einer Indianerin glücklich werden, aber seine Kinder werden intellektuell und sozial unter ihm stehen. Auch die Söhne von Old Surehand und Apanatschka haben mit ihrem ›Mischblut‹ zu kämpfen, obwohl sie durch die Heirat ihrer Väter mit Vollblutindianerinnen wieder zu einem größeren Anteil indianisch sind. Sie selbst schreiben an den Erzähler über ihre Begabung als Künstler: »*Wir erben unsere Begabung von unserer Großmutter, die, wie Sie wissen, eine Vollindianerin, ja, in rein äußerer Beziehung sogar ein Vollindianer war.*«⁴⁸ Als Mischlinge brauchen die vier männlichen Benders immer eine leitende Hand, die sie auf den richtigen Weg zurückbringt, eine Rolle, die Old Shatterhand ohnehin ausübt, besonders in Bezug auf das Winnetou-Monument. *Leider aber war es* [das künstlerische Können] *in echt amerikanischer Weise auf den Abweg der Busineß hinübergeleitet worden ...*⁴⁹ In dem Moment jedoch, wo sie der Leitung Old Shatterhands folgen, wird das Unheil unter seiner Hand zur künstlerischen und finanziellen Zufriedenheit abgewendet.

Karl May schildert uns in ›Winnetou IV‹ als Gegenstück zu den Benders auch noch ein anderes Halbblut, den Bankier Antonius Paper. Im ersten Kapitel des Romans erhält Old Shatterhand mehrere Briefe von Freunden und Feinden aus dem früheren Wilden Westen, die alle mit ihrer Stammeszugehörigkeit unterzeichnen, zum Beispiel: *Tangua, ältester Häuptling der Kiowa; Schahko Matto, Häuptling der Osagen und Apanatschka, Häuptling der Kanean-Komantschen.*⁵⁰ Die Unterschriften des Komitees für das Winnetou-Denkmal unterscheiden sich von den genannten, indem sie die indianischen Namen der Mitglieder, aber keine Stammeszugehörigkeit angeben. Zum Beispiel hört Antonius Paper auf den indianischen Namen Okih-tschin-tscha, was Mädchen bedeutet, wie der Leser später erfährt;⁵¹ Simon Bell, der

Professor der Philosophie, auf Tscho-lo-let; und Edward Summer, Professor der klassischen Philologie, auf Ti-iskama. Trotz ihrer bedeutenden Berufe und ihrer indianischen Namen scheinen sie ohne ihre Stammeszugehörigkeit kulturlos zu sein, ›Indianer‹ statt Kiowas und Schoschonen usw. Antonius Paper ist der Einzige, von dem wir mit Sicherheit wissen, dass er ein Halbblut ist, denn es wird erwähnt, dass seine Mutter Sioux und sein Vater Armenier war; sein Benehmen ist immer anstößig.⁵² Der Leser weiß vom obigen Zitat über Old Surehand, dass Karl May den Mischlingen einen besonderen Charakter zuschreibt, der sie ausgrenzt. Hier wird von Klara daran erinnert: »*Du bist doch immer der Meinung, daß diese Halbblutleute meist nur die schlimmen Eigenschaften ihrer Eltern erben?*«⁵³ Die Benders fallen nicht unter diese Verallgemeinerung, wohl aber Antonius Paper. In ›Der schwarze Mustang‹ beschreibt Karl May den Mischblutenkel des Komantschen-Häuptlings in ähnlicher Weise: *Er war jedenfalls ein Mestize, einer jener Mischlinge, welche zwar die körperlichen Vorzüge, aber dazu leider auch die moralischen Fehler ihrer verschiedenfarbigen Eltern erben.*⁵⁴

Der Anführer der Arbeiter in ›Winnetou IV‹, dessen Vater ein Indianer (unbekannten Stammes) und dessen Mutter eine Schwarze war, wird im Vergleich zu den Benders noch weniger positiv geschildert. Schon seine äußere Erscheinung soll seinen Charakter definieren: *Ein Riese von Person, mit indianischen Gesichtszügen, aber aufgestülpter Neger Nase und echter Mohrenhaut. Einen treffenderen Typ der Brutalität als ihn konnte man sich wohl kaum denken!*⁵⁵ Etwas später beschreibt Old Surehand seine Wesensart: »*Aber er ist ein höchst unbedachtsamer, jähzorniger und gewalttätiger Mensch ...*«⁵⁶ Dass diese extrem negativen Charakterzüge hauptsächlich mit dem ›schwarzen‹ Anteil seiner Mutter in Verbindung gebracht werden, geht aus seinem Namen hervor; er wird von allen *Nigger* genannt. Dieses Beispiel zeigt, dass unter den Mischlingen auch eine Hierarchie hergestellt wird, und die Menschen an deren unterem Ende könnten vielleicht nur durch den Tod am sinnlosen Ausleben ihrer gewalttätigen Triebe gehindert werden.

In ›Winnetou II‹ stellt Karl May das Phänomen kultureller Mischlinge dar. Der weiße Häuptling der Ponkas, Parranoh, zieht plündernd und mordend durch das Land, skalpiert seine Feinde und hat den Ruf eines Verräters, was von Old Shatterhand so beurteilt wird: *... Parranoh war ein Weißer; ich stand also vor einer abermaligen Wiederholung meiner alten Erfahrung, dass der Indianer nur durch die Bleichgesichter das geworden ist, was er heute ist.*⁵⁷ Solche kulturellen

Mischlinge werden oft von den Weißen als unakzeptabel behandelt und stehen für sie dann, moralisch gesehen, weit unter den anderen Mischlingen, da sie den ›Errungenschaften‹ der Zivilisation mit Bedacht den Rücken kehrten, um ihre niederen Triebe auszuleben.

In ›Der Oelprinz‹ zeigt Karl May dagegen eine Mischehe, die tatsächlich beiden Partnern zugute kommt: die glückliche Ehe des Navajo-Häuptlings Nitsas-Ini mit einer deutschen Frau, deren gemeinsamer Sohn eine deutsche Ausbildung genossen hat und als Nachfolger seines Vaters eine glänzende Zukunft für die Navajos garantiert.

Nie wurde ihr [der Einwanderer] gutes Einvernehmen mit den Navajos getrübt, denn der alte Nitsas-Ini hatte eine weiße, deutsche Frau und der junge Häuptling Schi-So war fast eher ein Deutscher als ein Indianer zu nennen.⁵⁸

Nitsas-Ini selbst ist kein gewöhnlicher Indianer; die Beschreibung seiner äußeren Erscheinung, die May dem Leser liefert, macht klar, dass er sich durch den Einfluss seiner weißen Frau entwickelt hat:

Er war wohl noch nicht ganz fünfzig Jahre alt, von kräftiger, ebenmäßiger Gestalt und hatte, was wohl auffallen mußte, sein Gesicht nicht mit Farbe bestrichen. Daher waren die Züge desselben deutlich zu sehen. Man konnte das Resultat einer Betrachtung dieser Züge in das eine Wort zusammenfassen: edel. In seinem Blicke lag eine ungewöhnliche Intelligenz, eine Ruhe und Klarheit, welche man an Indianern sonst nicht zu beobachten pflegt. Er machte keineswegs den Eindruck eines wilden oder auch nur halbwildem Menschen. Wenn man nach der Ursache davon suchte, so brauchte man nur auf die Person zu blicken, welche an seiner Seite saß und sich mit ihm unterhielt – eine Squaw.⁵⁹

Und später, als er seinen militärischen Vorteil gegen die Nijoras aufgibt, um einen Friedensvertrag mit ihnen abzuschließen, wird seine Einsicht so kommentiert: »er war aus einem wilden Indianer ein friedliebender und einsichtsvoller Häuptling seines Stammes geworden.«⁶⁰ Die Entwicklung von Nitsas-Ini illustriert, dass aus dem indianischen Krieger ein Mann im Sinne der Zivilisation werden kann, und darin liegt die Überlebenschance der Navajos, die May später in ›Winnetou IV‹, wie oben besprochen, für alle Indianer andeutet. Die Frau, die für die Entwicklung von Nitsas-Ini verantwortlich ist, war ein »gewöhnliches Mädchen«,⁶¹ aber sie sorgte dafür, dass ihre Kinder eine schulische Ausbildung bekamen, und kaufte ihnen Bücher. Sie half auch den anderen Navajo-Frauen und nahm so Einfluss auf den gesamten Stamm. Die äußere Anerkennung widerfuhr ihr durch Winnetou und Old Shatterhand, die ihre Arbeit loben und unterstützen.⁶² Diese Dar-

stellung einer Mischehe unterscheidet sich wesentlich von anderen, die hin und wieder im Werke Karl Mays als warnendes Beispiel dafür erwähnt werden, dass eine Rassenmischung nur zur Degeneration beider Partner und ihrer Kinder führen kann. Warum ist das hier nicht der Fall? Die einzig mögliche Erklärung ist, dass es sich um eine deutsch-indianische Verbindung handelt. Dieser äußerst vorsichtige Optimismus über die Zukunft der Indianer, den Karl May hier zum Ausdruck bringt, spiegelt sich auch in ›Winnetou IV‹ in Form der Entwicklungsfähigkeit der Benders und in ›Ardistan und Dschinnistan‹, beides Spätwerke, die nicht notwendigerweise Mays frühere Einstellung repräsentieren. In einem Gespräch über die Menschheitszukunft sagt Marah Durimeh zum Erzähler in ›Ardistan und Dschinnistan‹:

Da drüben liegt Amerika, das ihr so falsch als ›Neue Welt‹ bezeichnet. Dort lebt der rote Mann, von dem ihr meint, daß er dem Untergange gewidmet sei. Ihr irrt. Dieser rote Mann stirbt nicht. Kein Portugiese, kein Spanier, kein Englischmann, kein Yankee hat die Macht, ihn auszurotten. Und der Deutsche geht nicht hinüber, um des Indianers Feind zu sein. Sie haben Beide das, was wohl kein Anderer hat, nämlich Gemüt, und das wird sie vereinen. Der sogenannte ›sterbende‹ Indianer wird wieder aufstehen. Es gibt ein übermächtiges, weltgeschichtliches Gesetz, welches befiehlt, daß der mit dem Schwert Besiegte mit dem Spaten dann der Sieger sei. Der gegenwärtige Yankee wird verschwinden, damit sich an seiner Stelle ein neuer Mensch bilde, dessen Seele germanisch-indianisch ist. Diese neue amerikanische Rasse wird eine geistig und körperlich hochbegabte sein und ihren Einfluß nicht auf die westliche Erdhälfte allein beschränken.⁶³

Das Überleben des Indianers knüpft sich jedoch an gewisse Bedingungen. Zum einen muss er sein Nomadenleben aufgeben und zum Ackerbauern werden, d. h. den Spaten in die Hand nehmen. Zum anderen muss eine Verbindung mit dem ›deutschen Gemüt‹ stattfinden; die germanisch-indianische Rasse muss als Ideal erstehen, wenn schon nicht in Wirklichkeit.

Zusammenfassung

Der Yankee hat, so wie er oft in Karl Mays Werken und auch in Berichten deutscher Reisender dargestellt wird, wenig Positives, wenig Mitgefühl für das tragische Schicksal der Indianer, und es liegt außerdem in seinem geschäftlichen Interesse, dass der Indianer so schnell wie möglich verschwindet. Die Deutschen bei May haben dagegen

ein anderes Verhältnis zu den Indianern; sie schätzen die Naturverbundenheit der indianischen Kulturen und ihre hervorragendsten Vertreter als ›Edle Wilde‹ im Sinne Rousseaus. Als Besucher des Indianerlandes beklagen sie das Schicksal des Indianers, aber niemand kann erwarten, dass sie die geschichtliche Entwicklung aufhalten und dafür sorgen, dass er nicht verschwindet.

Was hätte werden können, lernt der Leser in der deutsch-indianischen Verbindung von Nitsas-Ini und seiner Frau, aber die historische Realität ist die der Komantschen, Kiowas, Schoschonen und Apat-schen, die keine Möglichkeit geboten bekamen, sich zu entwickeln, da sie der verzweifelte Überlebenskampf völlig in Anspruch nahm. Der deutsche May-Leser braucht sich nicht aktiv mit diesen komplexeren Umständen der amerikanischen Politik, deren Folgen für das indianische Leben und einer damit verbundenen Verantwortung für den Untergang der Stämme auseinanderzusetzen. Er nimmt einen bequemen Standpunkt ein, der ihm erlaubt, sich in den epischen Abenteuern seines deutschen Helden zu verlieren.

Karl May stellt in den behandelten Werken zwei Träger der Indianerpolitik der Bundesregierung der Vereinigten Staaten – das Militär und die Indianeragenten – sehr plakativ dar. Die Philosophie, die dieser Indianerpolitik zu Grunde lag, ist auch auf den einfachsten Nenner reduziert: Die Indianer und ihre Kulturen werden untergehen und eine Synthese der anglo-amerikanischen und indianischen Kulturen ist unmöglich. Eine Ausnahme bildet dabei das Spätwerk, insbesondere ›Winnetou IV‹, in dem der Deutsche zum potentiellen Retter der Indianer erklärt wird.

- 1 Vgl. dazu David Wallace Adams: *Education for Extinction. American Indians and the Boarding School Experience, 1875-1928*. Lawrence 1995; und auch Frederick E. Hoxie: *A Final Promise. The Campaign to Assimilate the Indians, 1880-1920*. Cambridge, MA, 1989.
- 2 Vgl. dazu Harry Liebersohn: *Aristocratic Encounters. European Travelers and North American Indians*. Cambridge 1998 und Solon Justus Buck: *Travel and Description 1765-1865. Together with a List of County Histories, Atlases, and Biographical Collections and a List of Territorial and State Laws*. Springfield 1914.
- 3 Heinrich [Lothar Honor] Graf Adelmann [von Adelmansfelden]: *62 Tage unter den Yankees. Reise-Erlebnisse*. Stuttgart ²1894, S. 37f. Im Internet unter: <https://ia600209.us.archive.org/23/items/tageunterdenyan00unkngoog/tageunterdenyan00unkngoog.pdf> [5. 6. 2014].
- 4 Ebd., S. 52f.
- 5 Vgl. auch die Schilderung der Show von 1890 in Dresden bei Karl Markus Kreis: *Buf-falo Bill. Old Shatterhands Herausforderer, Rivale oder Vorbild?* In: *Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft (Jb-KMG) 2004*. Husum 2004, S. 121-138.
- 6 Adelmann, wie Anm. 3, S. 174f.

- 7 Ebd., S. 41.
- 8 Ebd., S. 89.
- 9 Ebd., S. 135.
- 10 Ebd., S. 103.
- 11 Wilhelm von Polenz: *Das Land der Zukunft*. Berlin 1903, S. 10.
- 12 Ebd., S. 9.
- 13 Ebd.
- 14 Maximilian [Alexander Philipp] Prinz zu Wied [-Neuwied]: *Reise in das innere Nord-America in den Jahren 1832 bis 1834*. 2 Bde. Coblenz 1839/41.
- 15 Christian Heermann: *Winnetous Blutsbruder*. Karl-May-Biografie. Bamberg 2002 und 2012, S. 294. Zur Diskussion über die Nutzung des Werks vgl. aber auch Peter Bolz: *Der Germanen liebster Blutsbruder. Das Bild des Indianers zwischen Realität und Inszenierung*. In: *Karl May. Imaginäre Reisen. Eine Ausstellung des Deutschen Historischen Museums*, Berlin vom 31. August 2007 bis 6. Januar 2008. Hrsg. von Sabine Beneke/Johannes Zeilinger. Berlin/Bönen 2007, S. 171-186 (176).
- 16 Vgl. George Catlin: *Die Indianer Nord-Amerikas und die während eines achtjährigen Aufenthaltes unter den wildesten ihrer Stämme erlebten Abenteuer und Schicksale*. Nach der fünften englischen Ausgabe deutsch hrsg. von Heinrich [Karl Wilhelm] Berghaus. Brüssel/Leipzig 1848. Diese Ausgabe ist in Karl Mays Bibliothek vorhanden. Vgl. dazu vor allem Gabriele Wolff: *George Catlin: Die Indianer Nord-Amerikas. Das Material zum Traum*. In: *Jb-KMG* 1985. Husum 1985, S. 384-364.
- 17 Vgl. seinen Bericht in *Catlin's Notes of Eight Years' Travels and Residence in Europe, with His North American Indian Collection. With Anecdotes and Incidents of the Travels and Adventures of Three Different Parties of American Indians Whom He Introduced to the Courts of England, France, and Belgium*. 2 Volumes. London 1848.
- 18 Vgl. Anne Dreesbach: *Gezähmte Wilde. Die Zurschaustellung »exotischer« Menschen in Deutschland 1870-1940*. Frankfurt a. M. 2005. Vgl. auch Anm. 5.
- 19 Karl May: *Gesammelte Reiseromane Bd. VIII: Winnetou, der Rote Gentleman*. 2. Band. Freiburg o. J. [1893], S. 191; Reprint Bamberg 1982.
- 20 Ebd., S. 550.
- 21 Karl May: *Gesammelte Reiseromane Bd. XIV: Old Surehand*. 1. Band. Freiburg o. J. [1894], S. 9; Reprint Bamberg 1983.
- 22 Ebd., S. 456f.
- 23 Ebd., S. 460.
- 24 Ebd., S. 471.
- 25 Ebd., S. 460.
- 26 Karl May: *Gesammelte Reiseerzählungen Bd. XIX: Old Surehand*. 3. Band. Freiburg o. J. [1896], S. 20; Reprint Bamberg 1983.
- 27 Vgl. ebd., S. 98-109.
- 28 Vgl. Karl May: *Gesammelte Reiseerzählungen Bd. XXXIII: Winnetou*. 4. Band. Freiburg o. J. [1910], S. 151; Reprint Bamberg 1984.
- 29 Karl Mays Werke. *Historisch-kritische Ausgabe*. Abt. III Bd. 6: *Der Oelprinz*. Hrsg. von Florian Schleburg/Ruprecht Gammeler. Bamberg/Radebeul 2009, S. 90f.
- 30 Vgl. ebd., S. 576f.
- 31 Karl May: *Gesammelte Reiseromane Bd. XV: Old Surehand*. 2. Band. Freiburg o. J. [1895], S. 114f; Reprint Bamberg 1983.
- 32 Ebd., S. 243.
- 33 Im Fall Johnson v. McIntosh (1823) entschied der oberste Gerichtshof, dass Privatpersonen nur Land von Indianern kaufen konnten, wenn der indianische Landanspruch durch Verträge außer Kraft gesetzt war. Der Fall legitimierte außerdem den Landanspruch der Vereinigten Staaten. *Cherokee Nation v. Georgia* (1831) und *Worcester v. Georgia* (1832) regelten das politische Verhältnis zwischen souveränen Indianernationen (unter der Treuhänderschaft der Regierung) und der amerikanischen Bundesregierung.

- 34 Um den Homestead Act geht es allerdings noch in May: Der Oelprinz, wie Anm. 29, S. 324: *Nach dem sogenannten Heimstättengesetz kann nämlich jedes Familienhaupt und jeder einundzwanzigjährige Mann, welcher entweder Bürger ist oder Bürger werden zu wollen erklärt, eine noch unbesetzte Parzelle Land von 160 Acres ohne alle Bezahlung erwerben; nur muß er sie fünf Jahre lang bewohnen und bebauen. Außerdem wurden Millionen Acres namentlich an die Eisenbahnen verschleudert.*
- 35 Robert von Schlagintweit: Die Prairien des amerikanischen Westens. Cöln/Leipzig 1876, S. 64. Im Internet unter: <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN247686476> [5. 6. 2014].
- 36 Ebd., S. 127.
- 37 Karl May: Gesammelte Werke und Briefe Bd. 91: Briefwechsel mit Friedrich Ernst Fehsenfeld. Erster Band. 1891-1906. Hrsg. von Dieter Sudhoff unter Mitwirkung von Hans-Dieter Steinmetz. Bamberg/Radebeul 2007, S. 93.
- 38 Vgl. C. K.: Ein Denkmal für die Indianer. In: Dresdner Anzeiger, 180. Jg., Nr. 81, 23. März 1910, als Faksimile in Karl May: Winnetou Band IV. Reprint der Karl-May-Gesellschaft. Hamburg 1984, S. 286 resp. 1998, S. 290.
- 39 Ebd. und May: Winnetou IV, wie Anm. 28, S. 623.
- 40 Vgl. May: Old Surehand I, wie Anm. 21, S. 369.
- 41 May: Winnetou IV, wie Anm. 28, S. 286f.
- 42 Vgl. Sebastian Braun/Gregory Gagnon/Birgit Hans: Native American Studies: An Interdisciplinary Introduction. Dubuque 2011.
- 43 May: Winnetou IV, wie Anm. 28, S. 60f.
- 44 Peter Bolz: Winnetou – Ein Edler Wilder oder Edelmensch? Karl Mays Indianerbild vor dem Hintergrund des kulturellen Evolutionismus. In: Jb-KMG 2008. Husum 2008, S. 120f.
- 45 Vgl. zum Beispiel Ellsworth Huntington: The Character of Races. As Influenced by Physical Development, Natural Selection and Historical Development. New York 1924.
- 46 Karl May: Gesammelte Reiseromane Bd. VII: Winnetou, der Rote Gentleman. 1. Band. Freiburg o. J. [1893], S. 450; Reprint Bamberg 1982.
- 47 May: Old Surehand III, wie Anm. 26, S. 388.
- 48 May: Winnetou IV, wie Anm. 28, S. 10.
- 49 Ebd., S. 12.
- 50 Ebd., S. 6-10.
- 51 Vgl. ebd., S. 305f.
- 52 Vgl. dazu auch Wolfram Pyta: Karl Mays Vorstellungen von Rassenverbrüderung. In: Karl May im Aufbruch zur Moderne. Vorträge eines Symposiums der Karl-May-Gesellschaft, veranstaltet von 2. bis 4. März 2012 im Literaturhaus Leipzig. Hrsg. von Hartmut Vollmer/Florian Schlegel. Bamberg/Radebeul 2012, S. 21-39.
- 53 May: Winnetou IV, wie Anm. 28, S. 306.
- 54 Karl Mays Werke. Historisch-kritische Ausgabe. Abt. III Bd. 7: Der schwarze Mustang und andere Erzählungen und Texte für die Jugend. Hrsg. von Joachim Biermann/Ruprecht Gammler. Bamberg/Radebeul 2008, S. 17.
- 55 May: Winnetou IV, wie Anm. 28, S. 560.
- 56 Ebd., S. 582.
- 57 May: Winnetou II, wie Anm. 19, S. 551.
- 58 May: Der Oelprinz, wie Anm. 29, S. 568.
- 59 Ebd., S. 426f.
- 60 Ebd., S. 556.
- 61 Ebd., S. 90.
- 62 Vgl. ebd.
- 63 Karl Mays Werke. Historisch-kritische Ausgabe. Abt. V Bd. 5: Ardistan und Dschinistan. 1. Band. Hrsg. von Hermann Wiedenroth. Bargfeld 2002, S. 22f.